

Stimmen des Antikolonialismus

Eine globalhistorische Spurensammlung 1615-1915

(Hg. Lucile Dreidemy, Johannes Knierzinger, David Mayer, Clemens Pfeffer)

I. Inhalt – S. 1

II. Originaltext von José Martí – S. 4

III. Kommentar zum Text von Kristina Pirker – S.13

Einleitung: Stimmen des Antikolonialismus

Lucile Dreidemy, Clemens Pfeffer, Johannes Knierzinger, David Mayer

Die Neue Chronik und gute Regierung (1615)

Guaman Poma de Ayala

Kommentar und Diskussion

Imayna Caceres, Ruth Sonderegger

Deposition (1642)

Robert Maxwell

Kommentar und Diskussion

Jane Ohlmeyer

Baron Lahontan's Zwiegespräch mit Kondiaronk (1704)

Louis-Armand de Lom d'Arce

Kommentar und Diskussion

Margarete Grandner, Johannes Knierzinger

Das enthüllte Kolonialsystem (1816)

Baron de Vastey

Kommentar und Diskussion

Andrew Young

Erklärung des Sklaven Roberto Botefeur (1818)

Daniel Botefeur

Kommentar und Diskussion

Michael Zeuske

Christliche Missionen in Westafrika (1887)

Edward Wilmot Blyden

Kommentar und Diskussion

Martin Rempe

Noli me tangere (1887) und Terror in Zeiten des Kolonialismus (1891)
José Rizal

Kommentar und Diskussion
Friedrich Edelmayer

Unser Amerika (1891)
José Martí

Kommentar und Diskussion
Kristina Pirker

Diskussion über die Frage des Erhalts oder der Teilung Chinas (1903)
Sun Yat-sen

Kommentar und Diskussion
Andreas Günter Weis

Die Kasachen und die Freiheitsbewegung (1905)
Muchamedžan Tynyšpaev

Kommentar und Diskussion
Ulrich Hofmeister

Tarikh-i Ĥamidi (1908)
Musa Sayrami

Kommentar und Diskussion
Eric Schluessel

Indiens Freiheit (1909)
Mahatma Gandhi

Kommentar und Diskussion
Rolf Bauer, Vinita

Ost und West in Indien (1911)
Gopal Krishna Gokhale

Kommentar und Diskussion
Elena Valdameri

Die Wahrheit über die westafrikanische Landfrage (1913)
J. E. Casely Hayford

Arno Sonderegger
Kommentar und Diskussion

Die afrikanischen Wurzeln des Krieges (1915)

W.E.B. Du Bois

Kommentar und Diskussion

Marcus Gräser, Arno Sonderegger

II. Originaltext von José Martí

José Martí

Unser Amerika (1891)

Aus: *Mit Feder und Machete. Gedichte, Prosaschriften, Tagebuchaufzeichnungen*, Berlin: Rütten & Loening, 1974

Es glaubt der eitle Dörfler, dass die ganze Welt sein Dorf ist; und wenn er nur Bürgermeister bleiben oder den Rivalen, der ihm die Braut wegnahm, züchtigen kann, oder wenn in der Lade die Ersparnisse anwachsen, hält er die Weltordnung schon für gut, ohne von den Riesen zu wissen, die Siebenmeilenstiefel tragen und den Stiefel auf ihn setzen können, noch vom Kampf der Kometen am Himmel, die durch die Luft ziehen und Welten verschlingen. Was vom Dorf in Amerika bleibt, muss erwachen. Diese Zeiten sind nicht dazu angetan, dass man sich mit einem Tuch um den Kopf schlafen legt, sondern, wie die Mannen von Juan de Castellanos, die Waffen als Kopfkissen benutzt: Waffen der Vernunft, die die anderen Waffen besiegen. Schützengräben aus Ideen sind mehr wert als Schützengräben aus Stein.

Es gibt keinen Bug, der eine Wolke von Ideen zerschneidet. Eine kraftvolle Idee, die zur rechten Zeit vor der Welt entflammt, bringt wie die mystische Fahne des Jüngsten Gerichts eine Schwadron gepanzerte Reiter zum Stehen. Die Völker, die sich nicht kennen, müssen sich schnellstens kennenlernen, wie alle, die gemeinsam kämpfen werden. Die sich die Fäuste zeigen wie eifersüchtige Brüder, die beide dasselbe Land begehren, oder wie jener mit kleinem Haus, der den Nächsten um sein größeres Haus beneidet: Sie müssen sich die Hände zum Bund reichen. Diejenigen, die unter dem Schutz einer verbrecherischen Tradition mit dem vom Blut ihrer eigenen Adern gefärbten Schwert das Land des besiegtten Bruders, des weit über das Maß seiner Schuld hinaus gestraften Bruders, beschnitten, müssen diesem die Ländereien zurückgeben, wenn sie nicht wollen, dass das Volk sie Diebe nennt. Ehrengschulden begleicht der Ehrenmann nicht mit Geld, sondern so viel für eine Ohrfeige. Wir können nicht mehr ein Volk von Blättern sein, das in den Lüften auf blütenbedeckter Baumkrone lebt, die kracht oder rauscht, je nachdem ob sie von launischem Licht liebkost oder von Stürmen zerzaust oder heruntergebrochen wird. Die Bäume haben sich so in Reih und Glied aufzustellen, dass der Riese mit den Siebenmeilenstiefeln nicht durchkann. Die Stunde der Abrechnung und des gemeinsamen Marsches ist gekommen, und wir müssen in geschlossenem Block gehen, so wie das Silber in den Wurzeln der Anden liegt.

Nur den Siebenmonatskindern wird es an Mut fehlen. Die nicht an ihr Land glauben, sind Siebenmonatskinder. Weil es ihnen selber an Mut fehlt, sprechen sie ihn auch den Übrigen ab. Ihr schwächerer Arm – lackierte Nägel und Armband, der Arm aus Madrid oder

Paris –reicht nicht hinauf zu den Ästen des schwer zu erklimmenden Baums, und schon sagen sie, man kann den Baum nicht erreichen. Man sollte die Schiffe mit diesen schädlichen Insekten beladen, sie benagen von innen das Vaterland, das sie nährt. Wenn sie Pariser oder Madrider sind, mögen sie zum Prado gehen, als Windbeutel, oder zu Tortoni, als Halbgefrorenes. Diese Söhne von Tischlern, die sich schämen, dass ihr Vater Tischler ist! Diese in Amerika Geborenen, die sich schämen, dass sie, wie ihre Mutter, die sie aufzog, mit einem Indio-Rock [*delantal indio*] bekleidet sind, und die – oh, ihr Schufte! – ihre kranke Mutter verleugnen, sie auf dem Krankenlager allein lassen. Nun, wer ist ein Mensch? Der, der bei der Mutter bleibt, um ihre Krankheit zu heilen, oder der, der sie dort arbeiten lässt, wo es keiner sehen kann; der von ihrer Arbeit seinen Unterhalt in verfaulten Ländern bestreitet; wo er mit krawattengeschmücktem Gewürm zusammenlebt und den Schoß verflucht, der ihn trug; und der das Schild „Verräter“ als Achselstück auf seinem Papierkittel mit sich herumführt? Diese Söhne unseres Amerika, das sich mit seinen Indios retten muss, das wenig zu verlieren, aber alles zu gewinnen hat; diese Deserteure, die ein Gewehr erbitten in den Heeren Nordamerikas, das seine Indios in Blut erstickt und alles hat, aber alles verlieren wird! Diese Empfindsamen, die Männer sind, aber nicht die Arbeit von Männern machen wollen! Ging denn etwa Washington, der ihnen dieses Land gab, zu den Engländern, um mit ihnen zu leben? Um mit den Engländern in jenen Jahren zu leben, da er sie gegen sein Land marschieren sah? Diese „unglaublichen“ Ehrenmänner, die ihre Ehre im Ausland durch den Straßenkot schleifen, gleich jenen unglaublichen Helden der Französischen Revolution, die tanzten und prahlten und ihr schnarrendes „R“ hinter sich her schleiften?

In welchem Vaterland kann ein Mann mehr Stolz empfinden als in unseren schmerzerfüllten Republiken Amerikas, die inmitten von stummen Indiomassen, beim Lärm des Kampfes zwischen Buch und Altarleuchter, auf den blutigen Armen einer Hundertschaft von Aposteln errichtet wurden? Aus so chaotischen Faktoren sind noch niemals in historisch kürzerer Frist derart fortgeschrittene und kompakte Nationen geschaffen worden. Der Anmaßende glaubt, das Land sei dazu gemacht, ihm als Podest zu dienen, weil er eine leichte Feder führt oder sein Wort bilderreich ist, und er beschuldigt seine heimatliche Republik, unfähig und unheilbar zu sein, nur weil ihm ihre jungen Urwälder nicht ständig Gelegenheit geben, als berücktigter Verschwender, persische Ponys lenkend und Champagner verschüttend, durch die Welt zu ziehen.

Unfähig ist nicht das entstehende Land, das nach angemessenen Formen und nach nützlicher Größe verlangt, unfähig sind diejenigen, die ursprünglich einzigartig und gewaltsam zusammengesetzte Völker mit Gesetzen regieren wollen, die aus vier Jahrhunderten freier Praxis in den Vereinigten Staaten, aus neunzehn Jahrhunderten Monarchie in Frankreich ererbt wurden. Mit einem Dekret von Hamilton bringt man einen Pampahengst nicht zum Stehen. Mit einem Satz von Sieyès bringt man das aufgestaute Blut der Indios nicht zum Fließen. Will man gut regieren, hat man sich an das zu halten, was ist, und zwar dort, wo man regiert; und gut regiert in Amerika nicht derjenige, der weiß, wie der

Deutsche oder der Franzose regiert wird, sondern derjenige, der weiß, aus welchen Elementen sich sein Land zusammensetzt und wie er diese in ihrer Gesamtheit lenken kann, um mit den aus dem Lande selbst hervorgegangenen Methoden und Institutionen jenen erstrebenswerten Zustand zu erreichen, da sich jeder Mensch kennt, jeder eine Rolle spielt und alle den Überfluss genießen, den die Natur allen Angehörigen des Volkes gab, das diese mit ihrer Arbeit befruchten und mit ihrem Leben verteidigen. Die Regierung muss in dem Land geboren werden. Der Geist der Regierung muss der des Landes sein. Die Regierungsform muss sich den dem Lande eigenen Gegebenheiten anpassen. Die Regierung ist nichts weiter als das Gleichgewicht der natürlichen Elemente des Landes.

Deshalb ist das importierte Buch in Amerika durch den *natürlichen Menschen* besiegt worden. Die *natürlichen Menschen* haben die Menschen mit künstlicher Bildung besiegt. Der autochtone Mestize hat den exotischen Kreolen besiegt. Es gibt nicht den Kampf zwischen der Zivilisation und der Barbarei, sondern zwischen der falschen Gelehrsamkeit und der Natur. Der *natürliche Mensch* ist gut; er achtet und preist die höhere Intelligenz, solange sie seine Unterwerfung nicht dazu ausnutzt, ihm zu schaden und solange sie ihn nicht beleidigt, indem sie ihn beiseiteschiebt, was der *natürliche Mensch* nicht verzeiht, der bereit ist, sich den Respekt desjenigen gewaltsam zurückzugewinnen, der seine Empfindlichkeiten verletzt oder seinen Interessen zuwidergehandelt hat. Dank dieser Übereinstimmung mit den missachteten natürlichen Elementen haben die Tyrannen in Amerika an die Macht gelangen können, aber sobald sie an ihnen Verrat übten, sind sie gefallen. Die Republiken haben in den Tyrannen ihre Unfähigkeit gesühnt, die wirklichen Elemente des Landes zu kennen, aus ihnen die Regierungsform abzuleiten und mit ihnen gemeinsam zu regieren. In einem jungen Volk regieren heißt Schöpfer sein.

In Völkern, die sich aus gebildeten und ungebildeten Elementen zusammensetzen, werden die Ungebildeten kraft ihrer Gewohnheit, die Zweifel mit der Hand anzupacken und zu lösen, überall dort regieren, wo die Gebildeten nicht die Regierungskunst erlernen. Die ungebildete Masse ist in Dingen des Verstandes schwerfällig und scheu und möchte, dass man sie gut regiert; aber wenn die Regierung ihr Schaden zufügt, schüttelt sie diese ab und regiert selbst. Wie sollen aus den Universitäten Regierungskräfte hervorgehen, wenn es in Amerika keine Universität gibt, wo man sie die Anfangsgründe der Regierungskunst lehrt, die in der Analyse der besonderen Elemente der Völker Amerikas bestehen? Wie Wahrsager gehen die Jungen mit Yankee- oder französischen Brillen in die Welt und erheben den Anspruch, ein Volk zu führen, das sie nicht kennen. Die politische Laufbahn muss denen verwehrt werden, die die Grundlagen der Politik nicht beherrschen. Der Preis bei Wettbewerben sollte nicht für die beste Ode, sondern für die beste Studie über die Faktoren des Landes, in dem man lebt, vergeben werden. In der Zeitung, vom Katheder aus, in der Akademie muss das Studium der konkreten Faktoren des Landes vorangetrieben werden. Es genügt, sie ohne Umschweife erkennen zu wollen; denn derjenige, der absichtlich oder unabsichtlich einen Teil der Wahrheit beiseiteschiebt wird schließlich wegen des ihm fehlenden Teils scheitern, da die Wahrheit, auch wenn sie vernachlässigt wird, weiter

wächst und den zu Boden reißt, der sich ohne sie erheben will. Ein Problem zu lösen, nachdem man dessen Elemente kennt, ist leichter, als es zu lösen, ohne sie zu kennen. Der *natürliche Mensch* tritt auf, empört und stark, und wirft das in den Büchern verankerte Recht über den Haufen, weil es nicht im Einklang mit den offensichtlichen Bedürfnissen des Landes gehandhabt wird. Kennen heißt lösen. Das Land kennen und es der Kenntnis entsprechend regieren ist das einzige Mittel, es von Tyranneien zu befreien. Die europäische Universität muss der amerikanischen weichen. Die Geschichte Amerikas, von den Inkas an, muss man im kleinen Finger haben, auch wenn man die der Archonten Griechenlands nicht beherrscht. Unser Griechenland ist dem Griechenland vorzuziehen, das nicht unseres ist. Wir brauchen es notwendiger. Die einheimischen Politiker müssen an die Stelle der fremden Politiker treten. Man pflanze die Welt auf unsere Republiken, aber unsere Republiken müssen der Stamm sein. Der besiegte Pedant möge schweigen; es gibt kein Vaterland, in dem der Mensch mehr Stolz empfinden kann als in unseren beklagenswerten amerikanischen Republiken.

Die Füße im Rosenkranz, den Kopf weiß und den Leib indio-kreolisch bemalt, kamen wir unerschrocken auf die Welt der Nationen. Unter der Standarte der Heiligen Jungfrau zogen wir aus zur Eroberung der Freiheit. Ein Pfaffe, ein paar Leutnants und eine Frau errichteten in Mexiko auf den Schultern der Indios die Republik. Ein spanischer Domherr unterrichtet im Schatten seines Priesterumhangs einige hervorragende Abiturienten in der französischen Freiheit, die später den General von Spanien als Oberhaupt Zentralamerikas gegen Spanien einsetzen. Mit dem Gehabe von Monarchen und der Sonne als nährenden Brust begannen die Venezolaner im Norden und die Argentinier im Süden Völker zu gründen. Als die beiden Helden aufeinanderstießen und der Kontinent erbebte, gab der eine, und zwar nicht der kleinere, nach. Da Heldentum im Frieden seltener, weil weniger ruhmvoll als das des Krieges ist; da es einfacher ist, im Gefühl einmütiger Begeisterung zu regieren, als nach dem Kampf die verschiedenartigen, anmaßenden, seltsamen oder ehrgeizigen Gedanken zu lenken; da die durch den epischen Ansturm niedergewalzten Mächte mit der katenhaften Hinterlist ihrer Gattung und mit dem Gewicht der Wirklichkeit jenes Gebäude unterhöhlten, auf dem inmitten der rauen und sonderbaren Gebiete unseres mestizischen Amerika, inmitten der Völker, die barfuß gingen und einen Kittel aus Paris trugen, die Fahnen jener Völker gehisst waren, die mit der Milch einer Regierung genährt worden sind, die ständig die Vernunft und die Freiheit praktizierte; da ferner der hierarchische Aufbau der Kolonien der demokratischen Organisation der Republik widersprach und entweder die Stehkragenhauptstädte das pferdeledergestiefelte Land draußen in der Vorhalle ließen oder die Befreier mit ihrem Bücherwissen nicht begriffen, dass die Revolution, die durch die Stimme des Erretters entfesselt worden war, mit der Seele der Erde gesiegt hatte, und mit der Seele der Erde, und nicht gegen oder ohne sie, regieren musste – deshalb erfuhr Amerika, und erfährt noch heute, die Mühsal der Anpassung der auseinanderstrebenden und feindlichen Elemente, die es von einem despotischen und tückischen Kolonisator ererbte, und der importierten Ideen und Formen, die mangels lokaler Wirklichkeit eine

sinnvolle Regierung hinausgezögert haben. Der Kontinent, der drei Jahrhunderte lang von einem Regime, das dem Menschen das Recht auf Ausübung seiner Vernunft verweigerte, misshandelt worden war, ging, jene Unwissenden nicht achtend und überhörend, die ihm bei seiner Befreiung geholfen hatten, zu einer Regierungsform über, deren Grundlage die Vernunft war: die Vernunft aller in den Angelegenheiten aller, und nicht die akademische Vernunft von einigen über die ländliche Vernunft der anderen. Das Problem der Unabhängigkeit war nicht die Änderung von Formen, sondern die Änderung des Geistes.

Es galt, mit den Unterdrückten gemeinsame Sache zu machen, um das System zu festigen, das den Interessen und Befehlsgewohnheiten der Unterdrücker entgegengesetzt war. Der Tiger, der vom Feuerstrahl verscheucht wird, kehrt des Nachts an den Ort der Beute zurück. Er stirbt, aus den Augen Flammen speiend, die Tatzen in der Luft. Man hört ihn nicht kommen, denn er nähert sich auf Samtpfoten. Wenn die Beute erwacht, ist der Tiger schon über ihr. Die Kolonie lebte in der Republik weiter. Aus seinen großen Irrtümern – dem Hochmut der Hauptstädte, dem blinden Triumph der missachteten Bauern, dem übertriebenen Import fremder Ideen und Formeln, der ungerechten und politisch unklugen Verachtung der Urbevölkerung [*raza aborigen*] – rettet sich unser Amerika durch die höhere, notwendig mit Blut getränkte Tugend der Republik, die gegen die Kolonie kämpft. Der Tiger lauert hinter jedem Baum, wartet niedergekauert an jeder Ecke. Er wird sterben, die Tatzen in der Luft und Flammen aus den Augen speiend.

Aber „diese Länder werden sich retten“, wie Rivadavia, der Argentinier, verkündete, der in rauen Zeiten durch Feinheit sündigte. Für die Machete passt die Scheide aus Seide nicht, und in einem Land, das mit der Lanze erobert wurde, kann man nicht die Lanze beiseite werfen, sonst wird es böse und stellt sich am Eingangstor des Kongresses von Itúrbide auf, „damit sie den Blondem zum Kaiser machen“. Diese Länder werden sich retten, denn dank dem Genius der Mäßigung, der zu herrschen scheint, durch die heitere Harmonie der Natur in diesem Kontinent des Lichts und durch den Einfluss der kritischen Lektüre, die in Europa auf die Lektüre der Spekulation und der reinen Ideen gefolgt ist – mit ihr hatte sich die vorige Generation vollgesogen –, wird Amerika in diesen wirklichen Zeiten der wirkliche Mensch geboren.

Wir waren eine Vision: Brust eines Athleten, Hände eines Stützers und Stirn eines Kindes. Wir waren eine Maske: Hosen aus England, Jacke aus Paris, Weste aus Nordamerika und Kopfbedeckung aus Spanien. Der Indio umkreist uns stumm und ging in die Berge, auf den Gipfel der Berge, um seine Söhne zu taufen. Der aufmerksam belauschte Schwarze [*el negro*] sang die Musik seines Herzens in die Nacht hinein, einsam und unbekannt zwischen den Wellen und den Raubtieren. Der Bauer, der Schöpfer, wandte sich, blind vor Empörung, gegen die unfreundliche Stadt, gegen sein Geschöpf. Wir waren Achselschnüre und Togas in Ländern, in denen man mit Hanfschuhen an den Füßen und der Vincha auf dem Kopf zur Welt kam. Genial wäre es gewesen, mit der Herzensgüte und Kühnheit der Gründer Vincha und Toga zu verbrüdern; den Indio aus seiner Starre herauszulösen; dem fähigen Schwarzen [*el negro*] Platz zu schaffen; die Freiheit dem Körper derjenigen anzupassen, die sich für sie

erhoben und siegten. Uns blieb der Kanzleirat, und der General, und der Schönggeist, und der Prälat. Die engelsgleiche Jugend warf, wie der Polyp seine Arme, ihr wolkenumkröntes Haupt gen Himmel, das in steriler Glorie wieder zurückfiel. Das natürliche Volk walzte die goldenen Amtsstäbe kraft seines Instinkts in blindem Triumph nieder. Weder das europäische Buch noch das Yankee-Buch lieferte den Schlüssel für das hispanoamerikanische Rätsel. Man versuchte es mit Hass, doch die Länder kamen von Jahr zu Jahr mehr herunter. Erschöpft vom nutzlosen Hass, vom Erlebnis des steten Widerstands des Buches gegen die Lanze, der Vernunft gegen den Altarleuchter, der Stadt gegen das Land und müde der Erfahrung der unmöglichen Herrschaft der zerstrittenen städtischen Kasten über die natürliche, ungestüme oder auch erstarrte Nation, beginnt man, gleichsam unbewusst, es mit Liebe zu probieren. Die Völker stehen auf und grüßen sich. „Wie sind wir?“, fragen sie; und die einen sagen den anderen, wie sie sind. Wenn in Cojimar ein Problem auftaucht, wird man die Lösung nicht in Danzig suchen. Die Rockschöbe sind noch aus Frankreich, aber das Denken beginnt allmählich in Amerika. Die jungen Burschen Amerikas krempeln die Hemdsärmel bis zum Ellenbogen hoch, greifen mit den Händen tief in die Masse und treiben sie mit der Hefe ihres Schweißes in die Höhe. Sie begreifen, dass man zu viel nachahmt und dass die Rettung darin besteht, selbst zu schaffen. Schaffen ist das Losungswort dieser Generation. Soll der Wein aus Bananen sein; und wenn er sauer gerät, es ist unser Wein! Man begreift, dass sich die Regierungsformen eines Landes seinen natürlichen Elementen anpassen müssen; dass den absoluten Ideen, damit sie nicht wegen eines formalen Irrtums scheitern, relative Formen gegeben werden müssen; dass die Freiheit, um lebensfähig zu sein, aufrichtig und endgültig sein muss; dass die Republik stirbt, wenn sie ihre Arme nicht allen öffnet und nicht mit allen voraneilt. Der Tiger von drinnen schlüpft durch den Spalt herein wie der Tiger von draußen. Der General zwingt der Kavallerie auf dem Marsch den Schritt der Infanterie auf. Wenn er die Infanterie zurückbleiben lässt, umzingelt der Feind seine Kavallerie. Strategie ist Politik. Die Völker müssen gemeinsam leben und gegenseitig Kritik üben – denn Kritik ist gesund –, doch mit einem einzigen Herzen und einem einzigen Verstand. Sich zu den Unglücklichen niederbeugen und sie mit den Armen hochheben! Mit dem Feuer des Herzens das erstarrte Amerika enteisen! Dem Land das wallende, wild bewegte natürliche Blut durch die Venen jagen! Aufrecht, mit den fröhlichen Augen der Arbeiter, grüßen sich von Volk zu Volk die neuen amerikanischen Menschen. Die natürlichen Staatsmänner erstehen aus dem direkten Studium der Natur. Sie lesen, um anzuwenden, und nicht, um zu kopieren. Die Ökonomen studieren die Schwierigkeiten in ihren Ursprüngen. Die Redner beginnen nüchtern zu werden. Die Dramatiker bringen die einheimischen Charaktere auf die Bühne. Die Akademien diskutieren lebensnahe Themen. Die Poesie schert sich ihre Zorrilla-Mähne und hängt ihre farbenprächtige Weste an den Baum des Ruhms. Die Prosa, funkelnd und sprühend, wird mit Ideen angefüllt. Die Regierenden in den Republiken der Indios lernen die Sprache der Indios.

Aus all seinen Gefahren wird sich Amerika retten. Auf einigen Republiken liegt schlafend der Polyp. Andere stürzen sich, dem Gesetz des Gleichgewichts folgend, Hals über Kopf ins Meer, um mit wahnwitziger und zugleich erhabener Eile die verlorenen Jahrhunderte aufzuholen. Wieder andere, die vergessen, dass Juárez in einer Maultierkutsche spazieren fuhr, setzen sich in eine windschnelle Kutsche mit einem nach frischer Seife riechenden Kutscher: Der giftige Luxus, dieser Feind der Freiheit, verdirbt den leichtsinnigen Menschen und öffnet dem Ausländer Tür und Tor. Andere läutern im epischen Geist der bedrohten Unabhängigkeit ihren männlichen Charakter. Wieder andere züchten im Raubkrieg gegen den Nachbarn jene Soldateska heran, die sie verschlingen kann. Doch eine andere Gefahr läuft vielleicht unser Amerika, die nicht aus ihm selbst kommt, sondern aus den Unterschieden in der Herkunft, den Methoden und Interessen zwischen den beiden Faktoren des Kontinents; und die Stunde ist nicht mehr fern, da sich ihm ein unternehmungslustiges und gewalttätiges Volk nähert, das unser Amerika erkennt und missachtet, und die Herstellung enger Beziehungen fordert. Und da mannhafte Völker, die sich mit Gewehr und Gesetz aus sich selbst heraus geschaffen haben, andere mannhafte Völker, und nur solche, lieben; da die Stunde des hemmungslosen Ehrgeizes, von dem sich Nordamerika vielleicht durch das Übergewicht seines reinsten Blutes befreien oder der sich der rachsüchtigen und notleidenden Massen durch die Tradition der Eroberung und durch das Interesse eines geschickten Führers bemächtigen könnte, selbst in den Augen des Furchtsamsten noch nicht so nahegerückt ist, dass man nicht Zeit hätte, den beharrlichen und verständigen Stolz, mit dem man ihr entgegentreten und sie abwenden könnte, unter Beweis zu stellen; da sein Ansehen als Republik bei den aufmerksamen Völkern des Erdballs Nordamerika Zügel anlegt, die diesem weder durch kindische Provokation noch durch ostentative Arroganz oder durch die mörderische Zwietracht unseres Amerika abgenommen werden dürfen – aus all diesen Gründen ist es die zwingende Pflicht unseres Amerika, sich so zu zeigen, wie es ist: als ein Amerika, das, einig im Herzen und einig im Ziel, schnell eine erdrückende Vergangenheit bewältigt hat, das nur befleckt ist mit den Spuren des Blutes, welches im Kampf gegen die Ruinen aus unseren Händen spritzt, und mit dem Blut, das unsere Herren uns aus den Adern schröpften. Die Missachtung des gewaltigen Nachbarn, der unser Amerika nicht kennt, ist seine größte Gefahr! Und weil der Tag der Heimsuchung nahe ist, tut es not, dass der Nachbar es kennenlernt, es bald kennenlernt, damit er es nicht mehr missachtet. Aus Unwissenheit könnte er vielleicht seine Begierde auf unser Amerika richten. Aus Respekt würde er vielleicht, nachdem er es kennengelernt hat, die Hände von ihm lassen. Man muss an das Beste im Menschen glauben und dem misstrauen, was schlecht an ihm ist. Man muss dem Besseren Gelegenheit geben, sich zu entfalten und das Schlechte zu besiegen. Die Völker brauchen einen Pranger für den, der sie zu unnützem Hass aufputscht, und einen weiteren für den, der ihnen nicht rechtzeitig die Wahrheit sagt.

Es gibt keinen Rassenhass, weil es keine Rassen gibt. Die angekränkelten Denker; die nur beim Lampenschein denken, unterscheiden Rassen – und spielen damit ein Problem wieder hoch –, wie sie in Büchern existieren und die der vernünftig denkende Reisende und der

wohlwollende Beobachter vergeblich in der Gerechtigkeit der Natur suchen, wo sich die universelle Identität des Menschen in seiner siegreichen Liebe und seinem ungestümen Appetit offenbart. Gleichwertig und ewig ersteht die Seele aus den in Form und Farbe verschiedenen Körpern. An der Menschlichkeit sündigt, wer den Gegensatz und den Hass der Rassen schürt und propagiert. Aber aus der Masse der Völker lösen sich, in Nachbarschaft mit anderen, unterschiedliche Völker, besondere und aktive Charaktere mit entsprechenden Ideen und Sitten heraus, die zu Ausdehnung und Eroberung, zu Eitelkeit und Habgier neigen. Diese können dazu beitragen, dass in einer Periode innerer Unordnung oder bei schnellem Umschlagen des vielschichtigen Nationalcharakters der latente Zustand nationaler Belange zu einer ernststen Bedrohung für die angrenzenden isolierten und schwachen Länder wird, die von dem starken Nachbarn als hinfällig und minderwertig bezeichnet werden. Denken heißt dienen. Man darf nicht aus hinterwäldlerischer Antipathie dem blonden Volk dieses Kontinents eine angeborene fatale Schlechtigkeit andichten, nur weil es nicht unsere Sprache spricht, das Haus nicht so sieht, wie wir es sehen, und weil sich seine politischen Missstände von den unseren unterscheiden; es schätzt nicht die cholerischen brünetten Menschen, auch blickt es nicht mildtätig von seiner noch kaum gesicherten Höhe auf jene herab, die, von der Geschichte noch weniger begünstigt, mit heroischen Schritten den Weg der Republiken beschreiten. Man darf auch nicht dieses offensichtliche Problem verschweigen, das durch ein zweckentsprechendes Studium des kontinentalen Geistes und seiner selbstverständlichen und dringend notwendigen geistigen Vereinigung im Interesse eines jahrhundertelangen Friedens gelöst werden kann. Denn schon ertönt die einmütige Hymne; die heutige Generation trägt auf ihren Schultern das arbeitende Amerika über den von den erhabenen Vätern gebahnten Weg; vom Rio Bravo bis zum Magalhães-Strom streute der große Semi, auf dem Rücken des Kondors sitzend, über die romantischen Nationen des Kontinents und die beklagenswerten Inseln des Meeres die Saat des neuen Amerika aus!

El Partido Liberal, Mexiko, 30. Januar 1891

Leicht bearbeitete Fassung der Übersetzung von Hans-Otto Dill, 1974

Für den Quellennachweis am Ende des Sammelbandes:

Martí, José (1974): Mit Feder und Machete. Gedichte, Prosaschriften, Tagebuchaufzeichnungen. Aus dem Spanischen übersetzt von Hans-Otto Dill. Nachgedichtet von Annemarie Bostroem. Berlin: Rütten & Loening. Auszug: 60-72. © Aufbau Verlage GmbH & Co. KG, Berlin 1974, 1986², 2008. Mit freundlicher Genehmigung der Aufbau Verlage GmbH.

Spanischsprachige Erstausgabe: Martí, José (1891): Nuestra América. In: La Revista Ilustrada, 1. Januar, 1891. [und In: El Partido Liberal, 30. Januar, 1891.]

III. Kommentar zum Text von Kristina Pirker

José Martí: Nationalgefühl und lateinamerikanische Solidarität in *Nuestra América* (1891)

In einem Arm das Kleinkind Elián Gonzálezⁱ, mit dem anderen auf die US-amerikanische Botschaft weisend – anklagend, abweisend, beschützend –, so steht die Statue José Martí auf der *Tribuna Antiimperialista José Martí* in La Habana. Statuen und Büsten des ‚Apostels‘ der kubanischen Unabhängigkeit gibt es in praktisch allen kubanischen Gemeinden und öffentlichen Gebäuden, aber nirgends symbolisiert seine Figur wohl besser die antiimperialistische Geste – Anklage und Widerstand zugleich, die Teil des kubanischen Nationalgefühls, aber auch der immer wieder beschworenen lateinamerikanischen Solidarität ist – als an diesem Platz zwischen karibischer See und dem modernistischen Stadtteil Vedado.

Dass in der Biografie und im Denken José Martí Antikolonialismus (verstanden als Kampf um ein politisch unabhängiges Kuba) und Antiimperialismus (der Widerstand gegen die politische und militärische Präsenz der USA in Lateinamerika und der Karibik) ineinandergreifen, hat zunächst mit der verspäteten Unabhängigkeit der Insel von Spanien zu tun. Während die meisten der spanischen Kolonien des Subkontinents zwischen 1810 und 1826 ihre Souveränität erkämpften, blieben Kuba und Puerto Rico bis 1898 Teil der spanischen Metropole. Die Etappen der Unabhängigkeitsbewegung Kubas – die sogenannte *Guerra de 10 Años* (Zehnjähriger Krieg 1868–1878), der Aufstand von 1879/80 und schlussendlich der zweite Unabhängigkeitskrieg (1895–1898), an dessen Vorbereitung José Martí direkt beteiligt war – spielten sich also im geopolitischen Kontext des aufkommenden US-amerikanischen Expansionismus ab, dessen politische, wirtschaftliche und militärische Auswirkungen zunächst vor allem in Mexiko, Zentralamerika und der Karibik zu spüren waren (Aguilar 1992; Soler 1980: 245-261).ⁱⁱ

Unter dem Eindruck dieser direkten Einflussnahme veränderte sich die ursprünglich positive Einstellung vieler lateinamerikanischer Intellektueller gegenüber den USA. Im Gegensatz zu den ersten Jahrzehnten der Unabhängigkeit, als weite Kreise der politischen und kulturellen Eliten des Subkontinents sich mit dem politischen Projekt des Liberalismus identifizierten und in den politischen Institutionen der USA ein nachahmenswertes Modell für die jungen Republiken sahen, bildete sich in den 1890er Jahren eine zunächst vorwiegend literarische Gegenbewegung heraus, die erste Ansatzpunkte für einen antiimperialistischen Diskurs formulierte. In diesem Diskurs verband sich der Protest gegen den US-Interventionismus mit der Vorstellung, dass nur die Einheit Lateinamerikas sich diesen Expansionsversuchen wirksam entgegenstellen könne. Diese zunächst defensive Reaktion auf die US-amerikanische Außenpolitik förderte eine rege Diskussion über die kulturellen, religiösen, historischen und politischen Gemeinsamkeiten Latein- oder Hispanoamerikas und die zentralen Unterschiede zum englischsprachigen und protestantischen Amerika (Terán 1981; González/Salinas 2012: 9-14).

José Martí gilt aus mehreren Gründen als zentraler Wegbereiter für diese erste ‚Welle‘ antiimperialistischer Denker*innen (Terán 1981).ⁱⁱⁱ Vergleichsweise früh stellte er das positive Bild der Vereinigten Staaten in Frage und warnte vor den Gefahren des US-Expansionismus nicht nur für die Unabhängigkeit Kubas, sondern auch für die Konsolidierung der lateinamerikanischen Staaten. Auch wenn er kein ‚Theoretiker‘ im engen Sinne war, trug er wesentlich zu einer ersten lateinamerikanischen Definition des Begriffs ‚Imperialismus‘ bei. Dieser bezog sich weniger auf theoretische Diskussionen über die Dynamiken und Widersprüche des Kapitalismus, wie sie zeitgleich beispielsweise innerhalb der europäischen Arbeiter*innenbewegung stattfanden, sondern vielmehr auf die unmittelbare Wahrnehmung der politischen und militärischen Interventionen des nördlichen Nachbarn in der Region sowie deren Auswirkungen auf die territoriale Integrität oder die politische Selbstbestimmung der neuen Republiken (Terán 1981).

Geboren 1853 als Sohn einer spanischen Einwandererfamilie, wurde José Martí bereits mit 16 Jahren aufgrund seiner Kritik an der kubanischen Kollaboration mit der Kolonialmacht zu sechs Jahren Zwangsarbeit verurteilt, die nach einigen Monaten zu einer Ausweisung nach Spanien umgewandelt wurde. Den Großteil seines Lebens verbrachte Martí im Exil, zunächst lebte er drei Jahre in Spanien (1871–1874), dann in Mexiko, Guatemala und Venezuela^{iv} (1875–1881) und schließlich bis 1895 in New York. Dank seinem Leben in den USA kenne er die „Eingeweide des Ungeheuers“ aus eigener Erfahrung, meinte Martí etwa in einem unvollendeten Abschiedsbrief vom 18. Mai 1895 an seinen mexikanischen Freund Manuel Mercado (Martí [18.5.1895] 1989: 322). In all diesen Jahren kehrte er nur dreimal nach Kuba zurück: 1877, 1878/79 (aufgrund seiner politischen Aktivitäten wurde er wiederum nach Spanien deportiert) und 1895, um am Unabhängigkeitskampf teilzunehmen. Er starb am 18. Mai 1895 im Zuge eines Gefechts gegen spanische Truppen in Dos Ríos, einem Ort im Ostteil der Insel.

Martí gehörte in Lateinamerika zu den bekanntesten und beliebtesten Journalist*innen seiner Zeit. Seine Chroniken und Essays erschienen regelmäßig in so wichtigen Zeitungen wie *La Nación* (*Die Nation*, Buenos Aires), *La Opinión Nacional* (*Die Nationale Meinung*, Caracas) und *El Partido Liberal* (*Die Liberale Partei*, México) und wurden in anderen lateinamerikanischen Zeitungen wiederveröffentlicht. Anfang der 1890er Jahre widmete sich Martí außerdem immer mehr der politischen Organisation der Unabhängigkeitsbewegung innerhalb der kubanischen Diaspora, der von ihm gegründeten Partei *Partido Revolucionario Cubano* (Kubanische Revolutionäre Partei) und der Geldbeschaffung für den geplanten Aufstand gegen die spanische Kolonialmacht. Aus dieser Zeit stammen nicht nur die von ihm gegründete, dem Unabhängigkeitskampf gewidmete Zeitung *Patria* (*Vaterland*, 1892), sondern auch einige seiner wichtigsten Texte über die Einheit Lateinamerikas, wie etwa *Madre América* (*Mutter Amerika*, 1889) oder *Nuestra América* (*Unser Amerika*, 1891). All diese Texte verarbeiten auf essayistische Weise die Bedeutung lokaler Idiosynkrasien autochthoner Kulturen, die Möglichkeit adäquater politischer Institutionen und die Notwendigkeit einer Stärkung der lateinamerikanischen Solidarität im Kontext der Republikgründung und der drohenden US-amerikanischen Hegemonie (Jiménez 2004; Zapata 1997: 32-41; Lamrini 2021). Martí bezieht sich in ihnen auf das spanischsprachige und

katholische *Hispanoamérica*, südlich des Río Grande, im Gegensatz zum *América Anglosajona* (anglosächsisches Amerika) oder auch *América europea*, Synonym für die USA. Ausgespart blieben nicht nur die englischsprachigen karibischen Inseln, sondern auch Brasilien.^v

Die aktuelle Wahrnehmung José Martí als unermüdlichem Vordenker des kubanischen Nationalismus und ‚Apostel‘ einer antiimperialistischen Einheit Lateinamerikas hat auch mit der Rezeptionsgeschichte seines Werkes zu tun. Dabei wird manchmal übersehen, dass sich Martí's Überlegungen zu den Grundlagen der lateinamerikanischen Einheit immer wieder, sei es direkt oder indirekt, vor allem auf die Erfordernisse des antikolonialen Kampfes um die kubanische Unabhängigkeit bezogen (Santí 2023). Seine Warnungen, dass eine imperialistische Vorherrschaft in der Karibik das geopolitische Gleichgewicht noch weiter zu Ungunsten Lateinamerikas verschieben würde, können daher sowohl als Versuch gewertet werden, eine stärkere Solidarisierung der lateinamerikanischen Republiken mit der kubanischen Unabhängigkeitsbewegung zu erreichen, als auch als Argument gegen jene kubanischen Stimmen, die im sogenannten *Anexionismo* – also dem politischen Anschluss Kubas an die USA – einen pragmatischen Ausweg aus der spanischen Herrschaft sahen (Santí 2023; siehe auch Martí [17.4.1894] 1989: 269). Nur unabhängige Antillen (Kuba und Puerto Rico) könnten, laut José Martí, in einer engen Allianz mit dem Rest der lateinamerikanischen und karibischen Staaten als Bollwerk gegen die aufstrebende Hegemonialmacht der USA fungieren. Im erwähnten Abschiedsbrief an Manuel Mercado begründete Martí noch einmal diese Interdependenz zwischen der nationalen Unabhängigkeit Kubas und der Stärkung der lateinamerikanischen Einheit, indem er seine persönliche Teilnahme am militärischen Kampf gegen die spanische Kolonialmacht mit seiner Pflicht gegenüber Kuba und dem hispanoamerikanischen Subkontinent verteidigte:

„[...] alle Tage bin ich in Gefahr, mein Leben für mein Land und für meine Pflicht zu opfern – die ich als solche verstehe und bereit bin so umzusetzen –: mit der Unabhängigkeit Kubas rechtzeitig zu verhindern, dass die Vereinigten Staaten sich über die Antillen ausbreiten und dann mit all ihrer Macht über unsere Länder Amerikas herfallen“ (Martí [18.5.1895] 1989: 321, Ü.d.A.).

Im Zuge der sich verstärkenden antiimperialistischen und antiamerikanischen Atmosphäre der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts wurde José Martí zum Vordenker des Kampfes um die „zweite Unabhängigkeit“^{vi} des Kontinents erklärt. Nach dem gescheiterten Überfall auf die Moncada-Kaserne 1953 präsentierte sich auch Fidel Castro in seiner Verteidigungsrede *La historia me absolverá* (*Die Geschichte wird mich freisprechen*) als Martí's politischer und geistiger Nachfolger (Ette 1995: 165-171).^{vii} Die Kubanische Revolution wurde, insbesondere in ihrer Frühphase 1959–1961, als Umsetzung des martianischen Traums von Humanismus, politischer und sozialer Demokratisierung sowie nationaler Souveränität verstanden. Ab 1961, im Zuge der Hinwendung zum Sozialismus und der Versuche, die Kubanische Revolution zu ‚exportieren‘, wurde das martianische Erbe regelmäßig zitiert, um auf die Notwendigkeit einer unabhängigen Außenpolitik, eines antiimperialistischen Widerstands gegen die USA und einer Solidarität innerhalb Lateinamerikas hinzuweisen.^{viii} Nach dem Ende des Kalten Krieges und dem Zerfall der

Sowjetunion dienten die Überlegungen Martí's zum „Gleichgewicht der Welt“ der kubanischen Regierung als ideologisches Fundament, um die Rolle der Insel als Befürworterin eines multipolaren internationalen Systems neu zu definieren (Dávalos 2014; für eine Kritik an dieser offiziellen Interpretation vgl. Sartí 2023).

Auch die kubanische Opposition im Exil konstruierte sich ‚ihren‘ José Martí. Der von der US-Regierung finanzierte anti-castristische Radiosender in Miami hieß nicht von ungefähr *Radio Martí*. In den akademischen Kreisen der kubanischen Diaspora wird der Schriftsteller wiederum in erster Linie als linksliberaler und (bestenfalls) sozialdemokratischer Reformier und Kritiker autoritärer und extremistischer politischer Tendenzen rezipiert, der trotz seiner Verurteilung der USA deren demokratische Traditionen und den Respekt für Freiheitsrechte schätzte. Es finden sich auch revisionistische Beurteilungen, die den nationalistischen Messianismus in Martí kritisieren (Pardo Lazo 2023) oder mit postkolonialem Brennglas den Antirassismus seiner Schriften relativieren (Morán 2020). Die unterschiedlichen Auseinandersetzungen und Aneignungsversuche des Werkes und der Figur José Martí's können daher, wie es schon der Romanist Ottmar Ette überzeugend aufzeigte, als Seismograf für die (kultur-)politischen Diskussionen innerhalb und außerhalb Kubas gelten (Ette 1995: 191, 401).

Angesichts dieser verschiedenen Auslegungsmöglichkeiten der Schriften Martí's stellt sich die Frage, ob es überhaupt möglich ist, den Text *Nuestra América* auf eine Art und Weise zu kommentieren, die allen Intentionen des Autors gerecht wird. Auf den folgenden Seiten schlage ich daher nur einige Interpretationen vor, die nicht den Anspruch haben, den Text in seiner ganzen Vieldeutigkeit zu erschließen, sondern nur mögliche Annäherungsweisen zur Diskussion stellen.

Bereits Sprache und Stil des Textes weisen spezifische ‚martianische‘ Merkmale auf, wie die Musikalität seiner Prosa oder die teilweise provisorisch gehaltenen Überlegungen (allesamt Stilelemente der bei lateinamerikanischen Intellektuellen der Zeit beliebten essayistischen Form). Diese Musikalität lädt ein, die Texte laut (vor) zu lesen, zumal Martí in den politischen Zirkeln der kubanischen Diaspora und vor allem unter den Tabakarbeiter*innen Floridas als begnadeter Redner bekannt war (Ette 1995: 35-40). Der metaphernreiche, eklektische und zum Teil fragmentarische Stil macht es jedoch schwer, die ‚eine‘ schlüssig und systematisch entwickelte Argumentation herauszuarbeiten (Jiménez 2004: 22). Manche Metaphern und Allegorien tauchen immer wieder auf, wie zum Beispiel der „Kampf zwischen Buch und Altarleuchter“^{ix}, die „natürlichen“, „wahren“ oder „neuen“ Menschen des Kontinents im Gegensatz zum „fremdartigen Kreolen“^x; oder auch die Gegenüberstellung von „Zivilisation und Barbarei“, sowie zwischen „unserem“ und dem „europäischen“ Amerika. Diese Topoi werden innerhalb desselben Textes (und auch in anderen Schriften) wiederholt, paraphrasiert oder mit anderen Ideen kombiniert. Die thematischen Resonanzen verleihen dem Text eine besondere poetische Qualität, verstärken aber auch den Eindruck eines dynamischen, ständig im Wandel begriffenen *work in progress*. Dabei wird stets aufs Neue die Idee einer lateinamerikanischen Identität, deren historische Wurzeln und zukünftiges Potenzial zugleich fragend umkreist wie feierlich beschworen. Es waren vorwiegend *criollos*^{xi}, die sich an dieser Debatte beteiligten; der Essay *Unser Amerika*

richtet sich in erster Linie an diese bereits in Amerika geborenen Nachkommen spanischer bzw. europäischer Einwander*innen.^{xii}

Unser Amerika verarbeitet essayistisch die Frage nach den Möglichkeitsbedingungen und Akteur*innen der lateinamerikanischen Einheit im Kontext des wachsenden Einflusses der USA, eine Frage, die für José Martí im Zuge zweier internationaler Treffen in Washington eine aktuelle Bedeutung bekam. Bei diesen Versammlungen versuchten die USA ihre Vorstellungen eines von den USA angeführten Panamerikanismus voranzutreiben. Martí konnte an beiden persönlich teilnehmen. Zwischen Oktober 1889 und April 1890 kam es zu einer ersten Konferenz, der *International Conference of American States*, in deren Rahmen der damalige US-amerikanische Staatssekretär James G. Blaine versuchte, sein Projekt einer Integration Nord- und Südamerikas unter US-amerikanischer Führung durchzusetzen. Dieser Versuch scheiterte allerdings am Misstrauen einiger lateinamerikanischer Staaten, allen voran Argentinien.^{xiii} Ein Jahr später versuchten die USA eine interamerikanische Währungskommission (*Monetary Conference of the American Republics*) ins Leben zu rufen, um eine gemeinsame Währung für Nord- und Lateinamerika durchzusetzen, was allerdings auch nicht konkretisiert wurde.

José Martí verfolgte die internationale Konferenz als Korrespondent für die argentinische Zeitung *La Nación* und nahm 1891 als offizieller Repräsentant Uruguays direkt an den Verhandlungen zur Währungsunion teil. In diesem zeitlichen Kontext brachte er die in *La Nación* veröffentlichten Chroniken und die Schrift *Nuestra América* zu Papier, in denen er nicht nur auf die Interessen der USA am Panamerikanismus einging, sondern auch seine Sorge über die fragile Einheit der hispanoamerikanischen Republiken ausdrückte. *Nuestra América* erschien zunächst am 10. Jänner 1891 in der spanischsprachigen Zeitschrift *Revista Ilustrada de Nueva York* (*Illustrierte Zeitschrift von New York*) und am 30. Jänner desselben Jahres in der mexikanischen Zeitung *El Partido Liberal* (Fernández Retamar 1989; Soler 1980: 201-216).

Der Text besteht nicht nur aus einer kritischen Beschreibung der politischen Unabhängigkeitskämpfe zwischen 1810 und 1826, sondern auch aus einem Aufruf an die *criollos*, die Eliten des postkolonialen Lateinamerika, den kulturellen Kolonialismus in Habitus und sozialen Praktiken abzulegen, sich ihrer Pflicht zu entsinnen, die „wahre“ Befreiung und damit eine „zweite Unabhängigkeit“ (diesmal von den Vereinigten Staaten) durchzusetzen und dabei die letzten spanischen Kolonien, Kuba und Puerto Rico, nicht zu vergessen.^{xiv} An mehreren Stellen von *Nuestra América* finden sich Anspielungen auf ihre Herkunft, ihre Geschichte und ihre widersprüchliche Rolle im Kampf um die Unabhängigkeit. Beispielsweise erwähnt Martí Juan de Castellanos, Konquistador und Priester, aber auch Verfasser eines der ersten Werke über die Eroberung der Karibik und der Provinz Nueva Granada (heutiges Kolumbien, Ecuador und Venezuela); dann einige der heroischen Figuren der Unabhängigkeit. Andere nennt er nicht direkt beim Namen, seine Anspielungen sind aber unmissverständlich und verweisen für Mexiko u.a. auf den Priester Miguel Hidalgo, General Miguel Allende und auf Doña Josefa Ortiz (Ehefrau eines spanischen Beamten), die an der sogenannten *Conspiración de Querétaro* (Verschwörung von Querétaro, 15. September 1810) beteiligt gewesen waren, mit dem konkreten Ziel, die

Unabhängigkeit Mexikos auszurufen und damit den Aufstand gegen die spanische Kolonialmacht zu initiieren. Auch Simón Bolívar und José San Martín, die *Libertadores* („Befreier“) von Venezuela und Kolumbien, bzw. von Argentinien, Chile und Perú, werden indirekt erwähnt. Wie Martí anmerkt, waren sie alle Teil jener kolonialen Eliten, die Truppen aus Bauern und Bäuerinnen, Indígenas, Mulatt*innen und Mestiz*innen im Kampf gegen das spanische Heer anführten, ohne jedoch ihren klassenspezifischen Standesdünkel und ihre rassistischen Vorurteile abzulegen. Im Gegensatz dazu werden so gut wie keine historischen Figuren genannt, die auf die indigenen Ureinwohner*innen oder die afrikanischen Sklav*innen hinweisen.^{xv} Die einzige Ausnahme bildet Benito Juárez, Zapoteco und Präsident Mexikos von 1858 bis 1872, der die französische Intervention unter Maximilian von Habsburg abwehrte. Diese Sonderstellung in Martí's Text erklärt sich wahrscheinlich dadurch, dass Juárez den Terminus „unser Amerika“ zum ersten Mal verwendete und für seinen sparsamen oder „republikanischen“ Lebensstil bekannt war.

Eine der zentralen Fragen, die sich José Martí in dieser Schrift immer wieder stellt, ist jene nach der kulturellen Identität der hispanoamerikanischen Staaten nach ihrer formellen Unabhängigkeit von Spanien (zwischen 1810 und 1826). Dabei verweist der Autor nicht nur auf die gemeinsame Vergangenheit der *criollos* als (der Zentralmacht und ihren unmittelbaren Vertretern untergeordneter) lokaler Teil des kolonialen Herrschaftssystems, sondern auch auf das Fortdauern eines kolonialistischen Habitus, der, nach seiner Einschätzung, möglichst schnell überwunden werden sollte, um dem nördlichen Nachbarn Widerstand leisten zu können. Seine Kritik geht dabei in mehrere Richtungen: Einmal beschreibt Martí die Völker Hispanoamerikas als „Blätter in der Luft“ (*pueblos de hojas*), die in der Baumkrone leben und je nach Wetterlage „summen“ oder „ächzen“, ein anderes Mal als „selbstgefällige Dörfler“ (*aldeano ignorante*), die sich nebensächlichen Grenzstreitigkeiten widmen würden (Martí 1891: Verweis auf Text im Sammelband). Hier spielt Martí auf die sogenannte *Guerra del Pacífico* (Pazifischer Krieg, 1879–1883) an, in der Chile, Perú und Bolivien um die Salpeterminen in der Wüste Atacama kämpften und in deren Folge Bolivien seinen Zugang zum Meer an Chile verlor. Um diese lokalen Konkurrenzen und Konflikte zu überwinden und sich dem „Riesen mit den Siebenmeilenstiefeln“ (die wiederholte Metapher für die Vereinigten Staaten) entgegenstellen zu können, wären „Schützengräben aus Ideen“ nötig, also ein kollektives Bewusstsein der Zusammengehörigkeit, gestützt auf eine gemeinsame Geschichte, geteilte Werte und politische Ziele.

Daher ist es für Martí wichtig, sich von all jenen zu distanzieren, die die Zukunft der hispanoamerikanischen Republiken in der Nachahmung europäischer oder angloamerikanischer Institutionen und Ideen sehen, den Moden des Nordens folgen oder, im Falle von Kuba, von einer Annexion an die USA träumen. Dies seien „Taugenichtse“, „Schädlinge“, die an den Knochen des Vaterlandes „nagen“^{xvi} oder *sietemesinos* („Siebenmonatskinder“)^{xvii}, die sich ihrer Herkunft und indigenen Wurzeln schämen und daher besser nach Madrid oder Paris^{xviii} passen würden als in „unser Amerika“ (Martí 1891: Verweis auf Text im Sammelband).

Die Verachtung Martí's für solche Vertreter der Oberschicht zeigt sich zudem in den weiblichen Zuschreibungen, wie beispielsweise der „kraftlose Arm, mit Armbändchen behängt und mit bemalten Fingernägeln, ganz nach der jeweiligen Mode von Madrid oder Paris“, der den schwer erreichbaren „Baum“ der lateinamerikanischen Realität nicht fassen kann und will, oder die „empfindlichen Wesen, die Männer sind und dennoch keine Männerarbeit verrichten wollen“ (ebd.). Diese Textstellen können sowohl als Kritik am kolonialistischen Habitus als auch als Anspielung auf die programmatischen Spannungen innerhalb der kubanischen Diaspora verstanden werden, zwischen *Independentistas*, die wie Martí eine vollständige Unabhängigkeit von Spanien befürworteten, *Autonomistas*, die zwar mehr politische Rechte forderten, aber die Verbindung zu Spanien aufrechterhalten wollten, und *Anexionistas*, die für den Anschluss an die USA warben.

Wer sind also laut Martí die eigentlichen „Söhne Amerikas“? Er meint damit vor allem die Jugend, die sich die Frage nach dem „Wer sind wir?“ stellt und sich aktiv engagiert, bzw. in Martí's Worten bereit ist, die Ärmel hochzukrempeln, mit den Händen in den Teig zu greifen und diesen „mit der Hefe ihres Schweißes“ zu formen (Martí 1891: Verweis auf Text im Sammelband). Martí zeigt wiederholt auf, dass die politischen Modelle des französischen und nordamerikanischen Republikanismus die Probleme der Staatengründung im Subkontinent nicht gelöst haben („Weder das europäische noch das Buch der Yankees waren in der Lage, das Rätsel Spanisch-Amerikas zu lösen“, [Martí 1891: Verweis auf Text im Sammelband]). Daher plädiert er dafür, Neues zu schaffen, die Regierungsformen den Eigenheiten des jeweiligen Landes anzupassen, auf die eigenen materiellen, kulturellen und ideellen Ressourcen zu vertrauen und die bisher marginalisierten und ausgeschlossenen Schichten zu integrieren: „[W]enn der Staat seine Arme nicht allen öffnet und mit allen vorwärts schreitet, stirbt der Staat“ (Martí 1891: Verweis auf Text im Sammelband).

Nuestra América ist also eine Kampfschrift, die den Anspruch verfolgt, nach der formellen politisch-administrativen Unabhängigkeit die Befreiung von internen und kulturellen Kolonialismen in Angriff zu nehmen. Gleichzeitig ist sie ein Plädoyer für ein Amerika, das seine mestizische und arbeitende Bevölkerung anerkennt, aus Staaten besteht, die stolz auf die eigene Geschichte sind und in denen Rassenschränken keine Rolle (mehr) spielen (sollten). In diesem Sinne ist die Ablehnung José Martí's gegenüber jedweder biologistischen Vorstellung von „Rassen“, die auf den letzten Seiten des Textes zum Vorschein kommt, nicht nur als Versuch zu werten, die Ängste vor einem möglichen „Rassenkrieg“ zu zerstreuen, die vor allem in der Karibik seit der Sklav*innenrevolution im Haiti der 1790er Jahre herrschten (Rinke 2021: 743f.). Sie ist auch als Appell an die aufgeklärten Ober- und Mittelschichten zu verstehen, in der ‚Durchmischung‘ (*Mestizaje*) der unterschiedlichen kulturellen und ethnischen Wurzeln und Einflüsse einen Ausweg aus den gesellschaftlichen Spannungen der hispanoamerikanischen und karibischen Republiken zu sehen und auf dieser Basis eine eigenständige nationale und kontinentale Identität zu (er)finden. Der Aufruf an die abgeschotteten und oft mehr am Globalen Norden denn an lokalen Verhältnissen orientierten Eliten, sich dem *bajo pueblo* (dem „niedrigen Volk“) zu öffnen, stieß zu Lebzeiten Martí's auf wenig Resonanz und ist bis heute weitgehend

ungehört geblieben. Auch im 21. Jahrhundert ist Lateinamerika weiterhin ein Kontinent extremer sozialer Ungleichheiten und rassistisch motivierter Diskriminierung.

Heutzutage klingt die Sprache von *Nuestra América* in vielen Formulierungen anachronistisch. Feminisierte und maskulinisierte Zuschreibungen, um zwischen schwachen Eliten und wahren Kämpfern für die kulturelle und wirtschaftliche Unabhängigkeit zu unterscheiden, oder das Bemühen von archetypischen Figuren, um die arbeitenden Klassen zu charakterisieren – die „kranke Mutter Amerika“, der „stumme Indio“, der „unbekannte und einsame“ Schwarze, oder der „empörte“ Bauer – können aus heutiger Perspektive nicht mehr unhinterfragt zitiert werden. In diesem Sinne war José Martí zweifellos ein Mann seiner Zeit, der zu den Männern seiner Zeit sprach.

Einige der Aspekte, die in der für Martí so charakteristischen metaphernreichen Sprache *Nuestra América* durchziehen, leben jedoch auch heute noch in kulturtheoretischen und sozialwissenschaftlichen Diskursen weiter. Der Anspruch, die lateinamerikanische Wirklichkeit ohne eurozentristische Scheuklappen zu erforschen oder zu repräsentieren, sowie der ethische Imperativ, adäquate Lösungen für die grundlegenden Probleme des Subkontinents zu entwickeln, finden sich zum Beispiel in der „*filosofía nuestramericana*“ des argentinisch-mexikanischen Philosophen Horacio Cerutti wieder. Das gleiche gilt für die Forderung nach einem Universalismus, der, anstatt Institutionen und Agenden des Globalen Nordens zu imitieren, sich kreativ auf die eigenen Wurzeln stützt, um die Welt neu zu denken: „Möge man ruhig die Welt in unsere Republiken einsäen – der Stamm muß jedoch der unserer Republiken sein“ heißt es dazu bei Martí (Martí 1891: Verweis auf Text im Sammelband). Aber auch in politischen Auseinandersetzungen und sozialen Protestbewegungen gegen den US-Imperialismus, den Extraktivismus und die Omnipräsenz transnationaler Konzerne hat „Unser Amerika“ als Kampfslogan für eine lateinamerikanische Solidarität nichts von seiner Anziehungskraft eingebüßt.

Literatur

- Aguilar, Luis E. (1992): Cuba, c. 1860–1934. In: Bethell, Lesley (Hg.): *Historia de América Latina*. Tomo 9. México, América Central y el Caribe, c. 1870–1930. Barcelona: Ed. Crítica, 210-239.
- Ette, Ottmar (1995): José Martí. Apóstol, poeta, revolucionario: Una historia de su recepción. México: Nuestra América CCyDEL/UNAM.
- Fernández Retamar, Roberto (1989): Prólogo. In: Martí, José: *Política de Nuestra América*. México: Siglo XXI, 9-34.
- La Nación (2023). Elián González asume como diputado en Cuba más de 20 años después de su deportación de Florida. In: *La Nación*, 19.4.2023. <https://www.lanacion.com.ar/el-mundo/elian-gonzalez-asume-como-diputado-en-cuba-mas-de-20-anos-despues-de-su-deportacion-de-florida-nid19042023>, 23.3.2024.
- Lamore, Jean (1994): La idea de Nuestra América en José Martí. Hacia una ética de la conciencia criolla. In: Ette, Ottmar/Titus Heydenreich (Hg.): *José Martí 1895/1995*,

- Literatura-Política-Filosofía-Estética. 10o Coloquio interdisciplinario de la Sección Latinoamericana del Instituto Central (06) de la Universidad de Erlangen-Nürnberg. Frankfurt am Main: Vervuert Verlag, 83-91.
- Lamrini, Salim (2021): José Martí, in the name of Cuba. A Look at the Trajectory of the Apostle of Independence. In: *Études caribéennes*, 7.7.2021.
<http://journals.openedition.org/etudescaribeennes/22362>, 7.2.2024.
- Martí, José (10. Jänner 1891): Nuestra América. In: Martí, José, (1989): *Política de Nuestra América*. México: Siglo XXI, 37-44.
- Martí, José (19. Dezember 1889): Madre América. In: Martí, José (1989): *Política de Nuestra América*. México: Siglo XXI, 44-52.
- Martí, José (17. April 1894): El Tercer Año del Partido Revolucionario Cubano. In: Martí, José (1989): *Política de Nuestra América*. México: Siglo XXI, 267-272.
- Martí, José (18. Mai 1895): Carta de despedida (A Manuel Mercado). In: Martí, José (1989): *Política de Nuestra América*. México: Siglo XXI, 321-324.
- Martí, José (2017): *La Edad de Oro*. La Habana: Editorial Pueblo y Educación.
- Morán, Francisco (2020): José Martí ‚Mí Raza‘ o el racismo redundante. In: *Hypermedia Magazine*, 21.9.2020. <https://hypermediamagazine.com/literatura/ensayo/jose-marti-mi-raza-o-el-racismo-redundante/>, 17.3.2024.
- Olivio Jiménez, José (2004): Introducción. In: Ders. (Hg.): Martí, José: *Ensayos y Crónicas*. Madrid: Ed. Cátedra Letras Hispánicas, 11-38.
- Pardo Lazo, Orlando Luis (2023): El error Martí. In: *Hypermedia Magazine*, 3.12.2023.
<https://hypermediamagazine.com/hypermedia-stories/on-sunday/el-error-marti/>, 17.3.2024.
- Pita González, Alexandra/Marichal Salinas, Carlos (2012): Introducción. *Pensar el Antiimperialismo*. In: Pita González, Alexandra/Marichal Salinas, Carlos (Hg.): *Pensar el antiimperialismo. Ensayos de historia intelectual latinoamericana, 1900–1930*. México: El Colegio de México/Universidad de Colima, 9-40.
- Rinke, Stefan (2021): José Martí. Unser Amerika (1891). In: Bocker, Manfred (Hg.): *Geschichte des politischen Denkens. Das 19. Jahrhundert*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 735-747.
- Santí, Enrique M. (2023): Martí, o la conciencia global. In: *Hypermedia Magazine*, 28.1.2023. <https://hypermediamagazine.com/literatura/ensayo/marti-o-la-conciencia-global-ensayo/>, 13.6.2024.
- Sarracino, Rodolfo (1992): José Martí y Brasil. In: *Anuario brasileño de estudios hispánicos* Brasília II, 151-162.
- Soler, Ricaurte (1980). *Idea y cuestión nacional latinoamericanas. De la independencia a la emergencia del imperialismo*. México: Siglo XXI Editores.
- Pinedo, Javier (2010): El concepto Segunda Independencia en la historia de las ideas en América Latina: Una mirada desde el Bicentenario. In: *Atenea (Concepción)* 502 II Sem., 151-177.
- Terán, Oscar (1981): El primer antiimperialismo latinoamericano. In: *Revista de Cultura* 12, 3-10.

Zapata, Francisco (1997): Ideología y política en América Latina. México: El Colegio de México.

- i Im Jahr 2000 wurde der sechsjährige Elián González, einziger Überlebender eines gekenterten Bootes voller kubanischer Flüchtlinge, nach einer längeren juristischen und diplomatischen Auseinandersetzung zwischen Kuba und den USA dem in Kuba lebenden Vater übergeben. Die Tribüne vor der US-amerikanischen Botschaft wurde für die Demonstrationen erbaut, die damals die Rückkehr Eliáns nach Kuba forderten (La Nación 2023).
- ii Die Niederlage im Spanisch-Amerikanischen Krieg von 1898 zwang Spanien dazu, seine letzten Kolonien Kuba, Puerto Rico und die Philippinen aufzugeben. Im Rahmen dieses Konflikts besetzten US-amerikanische Truppen Kuba bis 1902, wonach das sogenannte Platt-Amendment in die kubanische Verfassung eingefügt wurde, welches die politische Souveränität Kubas gegenüber der USA bis 1934 stark einschränkte (Aguilar 1992: 225).
- iii Zentrale Autoren dieser ersten antiimperialistischen Generation, deren Höhepunkt Oscar Terán für den Zeitraum zwischen dem Spanisch-Amerikanischen Krieg von 1898 und 1914 bestimmt, waren zum Beispiel der Schriftsteller José Enrique Rodó (Uruguay) oder der Dichter Rubén Darío (Nicaragua). Beide vertraten die Ansicht, dass sich die Unterschiedlichkeit von US-amerikanischer und lateinamerikanischer Kultur und Gesellschaft in den Gegensätzen Materie/Geist bzw. Materialismus/Spiritualität niederschlägt (Terán 1981).
- iv In Caracas besuchte Martí als erstes die Statue Simón Bolívars, wie er 1891 in seiner Kinderzeitschrift *Edad de Oro* (Goldenes Zeitalter) beschreibt (Martí 2017: 9).
- v Der Ausschluss Brasiliens aus den Überlegungen Martí zur lateinamerikanischen Einheit hat wohl unter anderem damit zu tun, dass die Vereinigten Staaten seit 1880 für Brasilien ein strategischer Partner waren, sowohl in Bezug auf die Außenpolitik als auch auf die wirtschaftlichen Beziehungen. Die ambivalente Rolle Brasiliens innerhalb der subkontinentalen Staatengemeinschaft zeigte sich auch in den Grenzstreitigkeiten zwischen Brasilien und Argentinien in dieser Zeit, bei denen die brasilianischen Interessen von den USA unterstützt wurden (Sarracino 1992).
- vi Das Konzept wurde vor Martí von liberalen Intellektuellen (z.B. Esteban Echeverría, Domingo, F. Sarmiento, Juan B. Alberdi (Argentinien) oder Francisco Bilbao (Chile)) verwendet, um auf die 'notwendige ,mentale Emanzipation' von der spanischen Kultur hinzuweisen, die mit Militarismus, Monarchie und Katholizismus gleichgesetzt wurde. Diese Autoren meinten jedoch, die Überwindung der kolonialen Denkweisen sei nur durch eine Übernahme US-amerikanischer Institutionen oder die Förderung europäischer Einwanderung aus Zentraleuropa möglich. Indem Martí diese Denkweisen überwindet, gibt er dem Konzept der „zweiten Unabhängigkeit“ eine neue, radikale und utopische Bedeutung (Pinedo 2010: 155-161).
- vii Berühmterweise lautete die Antwort Fidel Castros auf die Frage der Anklage nach dem intellektuellen Urheber des Überfalls auf die Kaserne: „José Martí“.
- viii Eine umfassende Rezeptionsgeschichte bis Ende der 1980er Jahre findet sich in Ette (1995).
- ix „Buch und Altarleuchter“ kann als Metapher für den Kampf zwischen Aufklärung und Liberalismus einerseits und Religion, katholischer Kirche und politischem Konservatismus andererseits verstanden werden; Auseinandersetzungen, die die Unabhängigkeitskämpfe und den Aufbau der postkolonialen Staaten maßgeblich bestimmten.
- x Im spanischen Original ist vom *criollo exótico* („exotischen Kreolen“) die Rede, womit Martí noch mehr den Eindruck verstärkt, es handle sich bei diesem unter den lateinamerikanischen Eliten verbreiteten Typus um einen fremden „Anderen“, um einen Überrest der kolonialen Ordnung.
- xi Der *criollo* ist die zentrale soziokulturelle Figur, die die politischen und wirtschaftlichen Eliten des ausgehenden 19. Jahrhunderts repräsentiert: Einstmals den in Europa geborenen Spanier*innen (*peninsulares*) nachgeordnet, führten die *criollos* die Unabhängigkeitskämpfe an und wurden danach zur herrschenden, als ‚weiß‘ gesehenen Oberschicht der neuen Republiken.
- xii José Martí richtete sich in seinen öffentlichen Texten mit wenigen Ausnahmen (wie z.B. die bereits erwähnte Kinderzeitschrift *Edad de Oro*) an Männer und vertrat traditionelle, heteronormative Vorstellungen über die Rollenverteilung zwischen Frauen und Männern. Daher verwende ich, wenn ich mich direkt auf Textstellen des Autors beziehe, die männliche (oder weibliche) Form, sonst geschlechtsneutrale Formulierungen.
- xiii Nur die Dominikanische Republik blieb der Konferenz fern.
- xiv Für Jean Lamore ist die Kritik am kreolischen Bewusstsein einer der zentralen und originellsten Beiträge des martianischen Denkens: „Der *criollo* hatte traditionell für Rechte gekämpft, die ihm die spanische Krone verweigerte: dieser kämpferischen Facette des *criollismo* fügte Martí eine zusätzliche, unausweichliche und radikale Dimension hinzu: *als criollo muss man eine Reihe von heiligen Pflichten auf sich nehmen*. Martí gab dem kreolischen Bewusstsein eine revolutionäre Ethik“ (Lamore 1994: 91, H.i.O.).
- xv Im Unterschied zu einem anderen Schlüsseltext Martí über die hispanoamerikanische Identität, *Madre América*, in dem u.a. Moctezuma, Cuauhtémoc, Atahualpa oder die karibische Caziqe Anacaona als Beispiele für die heldenhaften, aber von den Spaniern unterworfenen Indígenas zitiert werden (Martí [19.12.1889] 1989: 48).
- xvi Dies ist auch als Hinweis auf die verbreitete (und wiederum in der Kolonialzeit wurzelnde) Praxis zu deuten, die durch die lateinamerikanischen Besitztümer erwirtschafteten Erträge nach Europa zu transferieren.
- xvii Ein Begriff, der sich laut Lamore auf die jungen Männer in Paris und Madrid bezog, die einem luxuriösen, verweichlichten und ‚verweiblichten‘ Mode- und Lebensstil frönten (Lamore 1994: 89f.).
- xviii Paris und Madrid waren gegen Ende des 19. Jahrhunderts aufgrund sprachlicher und religiöser Gemeinsamkeiten noch immer wichtige kulturelle Referenzpunkte für die lateinamerikanischen Eliten.